

„... dem Leben Raum geben. Heute OrdensFrau sein“

Vortrag im Rahmen der Mitgliederversammlung der VOD, 8. Juni 2001

Zur Einstimmung

„Wenn du verliebt bist, warum schläfst du dann?“

Dieses Zitat eines nicht christlichen, indischen Mystikers – Kabir (1440 – 1518) steht am Anfang unserer Überlegungen. Es ist auf dem Weg über David Steindl-Rast¹ zu uns gekommen, d. h. aus der Quelle einer geistlichen Erkenntnis über einen geistlichen Menschen in die Versammlung von geistlichen Frauen, ein guter Weg! Der Frage nach der Aufmerksamkeit des Herzens als der Mitte eines geistlich bewussten Weges, die Kabir vor mehr als 500 Jahren formulierte, haben sich alle Glaubenden immer wieder neu zu stellen, wenn sie nach Orientierung suchen für ihr geistliches Leben. Diese Frage reißt nicht ab, weder im individuellen Suchen eines einzelnen Menschen noch im gemeinsamen einer Gemeinschaft geistlicher Frauen bzw. Männer.

David Steindl-Rast, österreichisch-amerikanischer Benediktiner und Eremit, leitet aus diesem Zitat ein doppeltes Risiko für geistliche Menschen ab. Das erste Risiko heißt: ein Leben lang schlafen – nie aufwachen; das zweite: aufwachen – sich den Herausforderungen der Liebe stellen. Beides ist beängstigend, beides gefährvoll und beides zeitigt ein sicheres Ergebnis: das eine den Tod schon zu Lebzeiten, das andere Leben in Fülle – und auch das schon zu Lebzeiten.

Aufwachen ist nach David Steindl-Rast ein unabgeschlossen bleibender Prozess. *„Niemand wacht ein für alle Mal auf. Wachsein*

kennt ebenso wenig eine Grenze, wie es für Lebendigkeit eine Grenze gibt. ... Es ist riskant, ein waches Leben zu führen. Dafür braucht man Mut“². Diese Erkenntnis ist einsehbar. Der Mensch, der mit wachen Sinnen und mit wachem Herzen, mit einem aufgeschlossenen Verstand und mit Aufmerksamkeit sein oder ihr Leben führt, entdeckt falsche Kompromisse, Ungereimtheiten, Versteckspiele, Lügen, unangemessene Aufregtheit, Laxheit, Schuld, Gleichgültigkeit und Bösartigkeit und stößt sich an ihnen. Die Verweigerung dieser Wachheit als Alternative zum Aufwachen auf das Leben hin ist jedoch keine echte, andere und gleichbedeutende Möglichkeit. Denn sie stellt keinen Gegenentwurf dar – ein anderes Leben unter dem gleichen Vorzeichen – sondern ist dessen Verneinung – Lebensverneinung. Steindl-Rast drückt es so aus: *„Die Tatsache, dass du noch nicht tot bist, ist kein ausreichender Beweis dafür, dass du lebendig bist.“³* Bei lebendigem Leibe tot sein, zu Lebzeiten bereits ohne Inspiration, ohne Zukunft zu leben ist ein entsetzliches Schicksal. Es ist um so tragischer und zerstörerischer, als es selbst gewählt ist.

„Hast du einen Körper?“

Dann sitz nicht auf der Veranda!

Geh hinaus in den Regen.

Wenn du verliebt bist, warum schläfst du dann?²

Wach auf, wach auf!

Du hast Abermillionen Jahre lang geschlafen.

Warum nicht aufwachen heut' morgen?⁴

Für diejenigen, die noch zögern aufzuwachen, noch einmal Kabir:

*„Wenn du ohnehin gleich in einen tiefen Schlaf fällst, warum dann Zeit damit verschwenden, das Bett zu richten und die Kissen aufzuschütteln?“*⁵

Mit anderen Worten: Wenn du nicht aufzuwachen gedenkst, ist alles andere sinnlos!

Unsere geistige Bewegung durch das Thema geht in vier Schritten vor sich:

1. Aufwachen zur Gottes- und Weltbegegnung
2. Aufwachen zum Frau sein
3. Aufwachen zur Freiheit des neuen Anfangs
4. Aufwachen zum Ordensfrau sein.

1. Aufwachen zur Gottes- und Weltbegegnung – Spiritualität als Prozess

Mit dem Satz David Steindl-Rast im Hintergrund „Niemand wacht ein für alle Mal auf“ betrachten wir einige Elemente einer Beschreibung von Spiritualität. Spiritualität ist nicht zu definieren, nicht in die engen, exklusiven Grenzen einer logischen Formel zu fassen.⁶ Von daher versuchen wir eine Beschreibung von Spiritualität:

Spiritualität beschreibt den lebenslangen, religiös und biografisch fundierten Prozess eines Individuums oder einer Gruppe, der dazu befähigt und motiviert, exemplarische und symbolische Handlungen zu setzen, in denen der Glaube eines Menschen oder einer Gruppe Gestalt gewinnt und verändernd wirkt.

a) Spiritualität ist religiös fundiert

Der englische Mathematiker und Philosoph Alfred North Whitehead benennt in seiner kleinen Schrift „Wie entsteht Religion“⁷ die Ursprungsbewegung des Menschen, mit der

er seine Grenzen überschreitet, als „Religion“. Er stellt fest, dass der Mensch solitär ist – allein, ein einziger. Um dieses Solitärsein zu bewältigen, bindet er sich mit etwas oder mit jemandem zusammen, das oder der er nicht ist. Er überschreitet die Grenze seiner eigenen, begrenzten Existenz und weitet sie und sich aus auf ein anderes oder einen anderen hin. Der Mensch transzendiert sich. Er übersteigt sich. Die Bibel nennt als ein prägnantes Beispiel einer Zerrform dieser Transzendenzbewegung „Ihr Gott ist der Bauch“. Hier ist die höchste Wirklichkeit für den Mensch eines seiner eigenen Organe, das er als außerhalb seiner selbst sich befindend versteht und somit zu seinem Gott erklären kann. Der Mensch ist hier uneins mit sich selber. Er hat seine leibliche Mitte verloren und damit auch seine geistliche. Er betet an, was geschaffen ist wie seine gesamte Existenz und sucht darin seine Erfüllung – und kann sie so nicht finden! Die höchste Wirklichkeit als Person oder Seinsform ist für eine reife Religiosität jener Zielpunkt, der ein Übersteigen der eigenen Grenzen so ermöglicht, dass er mehr Leben gibt als alles andere, was denkbar und erlebbar ist. Dabei erreicht der Mensch die größte Ausdehnung, die äußerste Möglichkeit seines Seins und seine höchste Lebensintensität in der mystischen Vereinigung mit Gott, in der er sowohl dem Tod begegnet als auch die letzte Entgrenzung seines Lebens zum Leben hin erfährt, jene Entgrenzung, die den Tod sowohl erlebt als auch entmachtet, indem der Mensch, er oder sie, sich in diesem Tod restlos eben nicht vom Tod als Verneinung seines Lebens, sondern von Gott als dem Leben und dem Lebendigen schlechthin bestimmen lässt. Die göttliche Minne ist gewaltsam und gewaltiger als der Tod.

b) Spiritualität ist biografisch fundiert

Ohne Natur keine Gnade, ohne Biografie kein Heilsweg! Das inkarnatorische Geheimnis Gottes – Gott wird Mensch in der konkreten

D
Geschichte eines Menschen – kommt hier voll zum Tragen.

Aus unseren heutigen Theologien ist die Biografie⁸ nicht wegzudenken, die nach dem „Lebenslauf“ des Menschen fragt und dabei ein besonderes Augenmerk auf die Entwicklung seiner religiösen „Menschwerdung“ legt. Wie ist er/wie ist sie geworden, was er/sie ist? Welche Sprünge und Risse, Höhen und Irrwege kennzeichnen sein/ihr Leben? Wie kommt es, dass gerade dieser Mensch das tut und jenes lässt, dieses gut und jenes schlecht findet, diese oder jene Begabung oder diesen oder jenen Stein auf seinem/ihrer Lebensweg vorfindet, ausprägt, zur Blüte bringt, aus dem Weg räumt? Ihre theologische Bedeutung erhält die Biografie eines Menschen zunächst und an erster Stelle durch das Geheimnis der Menschwerdung Gottes selbst. Der Logos wurde Fleisch, er gewann in der konkreten Biografie des Jesus von Nazareth eine unverwechselbare, einmalige, unwiederholbare geschichtliche Gestalt.

Den zweiten Bedeutungsgehalt erhält die menschliche Biografie dadurch, dass, wie Martin Luther sagt, die Erfahrung den Theologen/die Theologin und damit die Theologie selbst – also die vor der Vernunft verantwortete Rede von Gott – hervorbringt und nicht die Theologie die Erfahrung aus sich heraus entlässt. Anders gesagt: Das Nachdenken über Gott im Licht der Vernunft (also die Theologie) ist nachdenken, ist Deuten des Weges, den Gott mit den Menschen und den der Mensch mit Gott im konkreten Leben bereits gegangen ist, der Weg, der sich im Lebenslauf (der Biografie) bereits gezeigt hat. Theologie erschafft keine Biografie. Theologie ist nachgedachter, erfahrener Glaube, der von dieser Grundlage her gewonnen wird, i.e. von der Erfahrung eines Lebens mit Gott her – wie auch immer sie sich darstellt. Erfahrung und Biografie, Spiritualität und Theologie gehören zusammen. Erst ihr Zusammenklingen lässt uns zu einer glaubwürdigen Rede von Gott kommen, zur

glaubwürdigen Verkündigung des Gottes Reiches in Wort und Tat.

Der dritte Blick. Gottes Gnade im menschlichen Leben schwebt nicht über den Wässern einer ungeformten, biografisch quasi unbeeinflussten Urflut, sondern setzt an dem Weg dieses einen, unteilbaren, unverwechselbaren Menschen an, fließt ein in seinen/ihren Alltag und in die Hoch-Zeiten seines/ihrer Lebens. Gottes Gnade erfüllt dieses Leben, seinen Lauf, Zeiten und Ereignisse, die es prägen und ist kein Zuckerguss, der dekorierend oder kaschierend an der Oberfläche bleibt, ohne dass er ins Innere vordränge.

Ein Seitenblick sei auf die Stichwörter „individuell“ und „kollektiv“ geworfen. Auf diese beiden Wörter brauche ich hier nicht einzugehen, da selbstverständlich ist, dass der christliche Glaube nur im Gesamt des Volkes Gottes erfahren wird, dort nachgedacht wird und dort je neue Zuflüsse im Handeln und Tun der Glaubenden und Suchenden findet. Die Bewegung der spirituellen Gottsuche ist die Bewegung aller in den je unterschiedlichen, personalen Bezügen und Ausdrucksformen der einzelnen Existenz.

c) Spiritualität wirkt verändernd

Einem Glauben, der nichts verändert, fehlt die Mitte, eben der Glaube als das unbedingte Vertrauen darin, dass Gott in allem ist, durch alles wirkt und mit allem lebt, was er erschaffen hat. Glaube befreit zum Handeln, Glaube sprengt Fesseln – auch die Fesseln der persönlichen Biografie, die Fesseln eines vorgeformten, gelernten, übergestülpten Bildes von sich und der Welt, von Gott und der Zukunft des Menschen, die Vorstellung davon, was zu tun und zu unterlassen ist. Handeln meint mehr als Tätigsein; darauf hat die große jüdische Philosophin und Politikwissenschaftlerin Hannah Arendt (1906 - 1975) in einem ihrer bekanntesten Werke „Vita activa oder Vom tätigen Leben“⁹ hingewiesen. Im Handeln wird das Weltverhältnis des Menschen offenbar. Im Handeln wehrt er,

wehrt sie der Weltentfremdung und der Weltflucht. Im Handeln besteht der Mensch darauf, dass es mehr als Menschsein und mehr als eine Ansammlung von Menschen gibt, mehr als er selber und mehr als die Summe aller Menschen. Im Handeln weigert er/sie sich, das was ihm und anderen gemeinsam ist, aufzugeben – auch den Konflikt aufzugeben, der Menschen in aller Aggression und bei allen Meinungsverschiedenheiten im letzten doch miteinander verbindet. Im Handeln sieht der Mensch das Bezugs- und Beziehungsgewebe, in das er/sie eingewoben ist und das er mitgestaltet – auch dann, wenn er es zerstört. Lebendig ist der Mensch nur dann, wenn er/sie handelt – wobei Reden und Tun nur zwei unterschiedliche Ausdrucksformen dieses einen Handelns sind. Lebendig ist der Mensch nur dann, wenn er/sie nicht Zuschauer/in ist, nicht Flaneur oder im schlimmsten Fall Gaffer.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Zur Entwicklung und bewussten Entfaltung von Spiritualität als Gottes- und Weltbegegnung bedarf es der Bindung an etwas oder jemanden außerhalb der eigenen Person. Es bedarf des Bewusstseins der eigenen Biografie. Es bedarf des Willens zu handeln, d. h. sich verändernd in das Bezugs- und Beziehungsgebe menschlichen Lebens hineinzugeben.

2. Aufwachen zum Frau sein

Wenn wir „Geschlecht“ bzw. „Geschlechtlichkeit“ sagen, ist damit ein dreifaches gemeint:

- a) Die biologisch-physiologische Grunddisposition eines Menschen als Frau bzw. als Mann
- b) Die soziale Konstruktion von „Frau sein“ und „Mann sein“
- c) Der Frauen und Männern gemeinsam aufgetragene Raum des Handelns, in dem sie sich (bewusst) als Frau und Mann begegnen

- a) Die biologisch-physiologische Grunddisposition eines Menschen als Frau bzw. als Mann

Hier will ich keine Theorien aufstellen, die alle medizinisch/biologischen Fragen des Themas im Auge hat oder gar löst. Es geht uns nur um die Beobachtung, dass es Menschen als geschlechtliche Wesen, als Frauen und Männer gibt, die in unterschiedlichen und gemeinsamen Lebensfeldern leben und diese Lebensfelder auch auf der Grundlage und im Kontext ihrer biologisch-physiologischen Möglichkeit zur Zeugung, zur Empfängnis, zur Geburt und zum Stillen von Menschenkindern gestalten. Der Prozess der Ausprägung der menschlichen Geschlechtsidentität ist ein Prozess, der sich über Jahrzehnte hinzieht, eine Zeitspanne, in der das Gesamt der individuellen Existenz entscheidend vom geschlechtlichen Aspekt „des Menschen“ geprägt und gesteuert wird.

Die Dauer der Lebenszeit, in der erwachsene Geschlechtlichkeit vorwiegend unter der Rücksicht von Fruchtbarkeit – Reproduktivität – betrachtet wird, hat sich bei Frauen seit dem letzten Jahrhundert enorm verlängert. Sie erstreckt sich im Durchschnitt vom 12. bis zum 52. Lebensjahr, umfasst also vier Jahrzehnte! Das ist länger als die durchschnittliche Lebenserwartung von weiblichen Menschen im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit! Zudem hat sich die Steuerbarkeit weiblicher Fruchtbarkeit in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts grundlegend durch medizinisch-technische bzw. medizinisch-chemische Möglichkeiten verändert. Sowohl Kinder zu haben als auch keine Kinder zu haben ist weitaus stärker und differenzierter in den Einzugsbereich menschlichen Handelns geraten, als es sich unsere Großmütter und Urgroßmütter je hätten vorstellen können. „Frausein“ ist von daher für eine wesentlich längere Zeit und in differenzierteren Graden in den Reflexionsbereich von Frauen und Männern hineingestellt, macht Gestaltung von Fruchtbarkeit –

breiter als früher – möglich und fordert diese Gestaltung ein. Lebensqualität, Lebensstandard, Lebensstil und auch Lebenskrisen¹⁰ stehen massiver als zu Zeiten vergangener Generationen von Frauen und Männern unter dem Vorzeichen generativer Fruchtbarkeit.

b) Die soziale Konstruktion von „Frausein“ und „Mannsein“

Simone de Beauvoirs berühmter Satz: „Man wird nicht als Frau geboren. Man wird zur Frau gemacht“ hatte zu allen Zeiten seine Gültigkeit. Frauen heute haben in ihrem Leben unterschiedliche gesellschaftliche Konstruktionen dessen erlebt, was Frausein heißt, wie eine Frau zu sein oder nicht zu sein hat, was eine „gute“ Frau ist und was eine Frau ist, die keine „Dame“ ist. Ein Beispiel aus der Erziehung von Mädchen soll das illustrieren: Der Satz „Ich will etwas erleben (bevor ich heirate)!“ war für junge (und alte) Frauen aus bürgerlichen Kreisen noch zur Zeit der sog. Adenauerära in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in Deutschland undenkbar. Er rief bei Müttern und Vätern Horrorvorstellungen von demi monde und Flatterhaftigkeit, von schummrigen Bars und treulosen Schürzenjägern, von „gefallenen Mädchen“ und von Geldverschwendung hervor. Heute sagen Mütter und Vater im gleichen Brustton der Überzeugung, mit dem sie früher ihrer Empörung Ausdruck gegeben hätten: „Das Kind soll erst etwas erleben, der Ernst des Lebens beginnt noch früh genug!“ Mutterkreuzauszeichnung und Topmanagerinstatus, Hausfrauenisolation und Karrierestress, mit Partner/in und/oder Kind/Kindern, alleinerziehend oder (gewollt – ungewollt) kinderlos – das Kaleidoskop von Frausein dreht sich und Frauen fast aller Altersstufen haben sie darauf einzustellen, dass nicht mehr eindeutig ist, wie eine „gute“ Frau zu sein hat, was sie zu tun und zu lassen hat, wie sie ihr Leben entwirft und wo sie gesellschaftlich steht, was die Phasen ihres Lebens

sind und wie sie aufeinander zu folgen haben.

Und auch das Kaleidoskop des Ordensfrauseins dreht sich: Allein ein äußerer Ausweise wie z.B. die Frage nach dem Ordenskleid bzw. nach dem Tragen von Zivilkleidung haben sich in den Jahren nach dem II. Vatikanischen Konzil für eine Reihe von Gemeinschaften grundlegend geändert. „Beinzeigen“ und seien es auch nur anderthalb Zentimeter über dem Knöchel war für Ordensfrauen undenkbar. In öffentlichen Schwimmbädern wurde ein Mal in der Woche das Damenbecken für „Weltleute“ gesperrt, damit Ordensfrauen baden konnten. Die Haarsträhne, die sich unter der Haube hervorstahl – Oh! - : ein Grund darüber nachzudenken, ob diese Ordensfrau eine „richtige“ Ordensfrau war! Oft machte erst der unpräzise, zupackende, unaufgeregte Blick gestandener Ordensfrauen die Bedeutungslosigkeit und vielleicht auch die Verklemmtheit mancher sozialer, gesellschaftlicher Konventionen für Frauen und auch ordensinterner Regelungen deutlich, Regelungen übrigens, die Ordensmännern niemals für sich akzeptiert hätten!

Und noch ein Aspekt: Die Gestaltung weiblicher Sexualität war nie eingegrenzt auf die engere Phase weiblicher Fruchtbarkeit allein. Schon die Erziehung des Mädchens – rosa statt blau¹¹ – war gesellschaftlich selbst in geringsten Details festgelegt. Und auch heute zeigen Untersuchungen, dass sich die Erziehung von Jungen und Mädchen auf Grund der Geschlechtsidentität unterschiedlich gestaltet. So sind Jungen beim Gestilltwerden nachweislich länger bei der Mutter und erhalten durch Augenkontakt mehr Zuwendung als Mädchen.

Die Erklärung weiblicher Sexualität als nicht vorhanden vor und nach der Phase biologischer Fruchtbarkeit¹² zeigt die tiefgehende Bedeutung des sozialen Bildes von Frauen an, die das Selbstbild einer Frau von sich als „Frau“ viel weniger aus der eigenen Selbstbestimmung her erhebt als aus gesellschaftlichen Konventionen. Jene Frauen, die ein

gesellschaftlich nicht akzeptiertes Frauenbild als für sich selber gültiges Bild akzeptierten und diesem Bild in der Gestaltung ihres Lebens entsprechen wollten, erfuhren schmerzlich, wie massiv der soziale Konsens über das Bild „der Frau“ war. Sie mussten mit dem Makel leben, keine „richtige Frau“ zu sein, außerhalb der gesellschaftlichen Norm zu stehen, höchstens den Status einer Exotin mit bedrohlich fragiler Duldung erreichen zu können und das in der Regel auch nur, wenn sie finanziell ausreichend abgesichert waren.

c) Der Frau und Mann gemeinsame Raum des Handelns, in dem sie sich (bewusst) als Frau und Mann begegnen

„Geschwisterlichkeit“¹³ ist ein modernes, gängiges Stichwort für ein gutes, weil kreatives und friedliches Miteinander von Frauen und Männern, soweit sie nicht im weitesten Sinn im partnerschaftlichen Kontext einer sexuell-generativen (ehelichen) Gemeinschaft miteinander verbunden sind. Gegen diesen Begriff sind Vorbehalte anzumelden. Denn es stellt sich die Frage, ob sich hinter dem freundlichen Begriff „Geschwisterlichkeit“ nicht doch die alten unfreundlichen Machtverhältnisse verbergen, die klar festlegen, wem die Regelung der Machtverhältnisse und wem die Gestaltung der „Atmosphäre“ gehören; eine Aufteilung, die unverrückbar Kompetenzen festlegt und dabei auf bestimmte Erfahrung – in der Regel auf die von Frauen – keinen oder geringen Wert legt. Eine Ordnung, die Handlungszusammenhänge von Frauen und von Männern traditionell ordnet und peinlich darauf bedacht ist, dass Frauen und Männer ihre Plätze nicht verlassen, nicht tauschen und nicht aufgeben. In diesen alten Strukturen ist klar, wer das Sagen hat und wem das Gehorchen gehört, wer vorne steht und wer gemeinschaftlich respondiert, wer den Ton angibt und wer die Melodie nachsingt. Frauen und Männer, für die die Geschlechtszugehörig-

keit eines Menschen ein wesentliches, für die Regelung von Kompetenzbereichen allerdings eher sekundäres Faktum ist, können sich in solchen Herrschaftsstrukturen nicht entfalten, geschweige denn wohlfühlen. Sie werden darauf verwiesen, dass eben nicht Erfahrung, nicht Kompetenz und nicht die größere Weisheit und Weitsichtigkeit ausschlaggebend sind, sondern dass das Geschlecht im wesentlichen oder ausschließlich bestimmt, welche Position jemand innezuhaben und innezuhalten hat.

Aufwachen zum Frau sein ist ein lebenslanger Prozess des Bewusstwerdens und des aktiven Sich-Bewusstmachens der individuell-biografischen und der sozial-kollektiven Gegebenheiten des Frauseins in jener Umgebung, in der die Einzelne allein oder in Gemeinschaft als Frau (gut) leben will oder leben muss. Dieser lebenslange Prozess wird gespeist von eigenen Erlebnissen, Erfahrungen und Erkenntnissen und von der Umsetzung und Integration dieser Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse in einem kollektiven Gesamtzusammenhang – hier den Zusammenhang einer Ordensgemeinschaft.

3. Aufwachen zur Freiheit des neuen Anfangs

a) Eine biografische Notiz

Am Anfang soll die biografische Notiz einer Chirurgin stehen. Doris Henne-Bruns, die als heute 46-jährige Frau eine steile berufliche Karriere hinter sich hat, wird im Oktober dieses Jahres (2001) den Lehrstuhl für Bauchchirurgie an der Universitätsklinik in Ulm übernehmen und damit die erste ordentliche Professorin ihres Faches in Deutschland sein. Doris Henne-Bruns ist verheiratet und hat einen 5-jährigen Sohn, Alexander. Mit 26 Jahren ist sie promoviert worden, war mit 32 Jahren Fach- und Oberärztin in Hamburg, habilitierte sich ein Jahr später und wurde

1992 Professorin für Chirurgie. 1993 nahm sie einen Ruf nach Kiel für Onkologie und Transplantationschirurgie an. In einem Interview¹⁴ weist sie auf einen Gesichtspunkt hin, der für ihr Selbstverständnis als Ärztin und für ihr berufliches Nachdenken von entscheidender Bedeutung ist: „Als Studentin erhielt ich wichtige Impulse durch den Neurochirurgen Professor Rudolf Kautzky, der mir den Blick weitete für ethische Probleme im Umgang mit Sterbenden. In der Medizin geht es um mehr als um die Frage: „Wo sitzt der Tumor, wie geht er raus?“ Deshalb referierte ich bei meiner Antrittsvorlesung 1994 in Kiel nicht über eine OP-Technik, sondern über den Stellenwert des Sterbens in der modernen Medizin. Mein Abschiedsvortrag vor dem Wechsel nach Ulm wird vom Stellenwert des Lebens handeln. Das ist kein Perspektivenwechsel, sondern führt einen Schritt weiter.“ Nach Doris Henne-Bruns geht es also in den entscheidenden Dingen des Lebens nicht darum, dass sie sowohl vom Blickpunkt des „Sterbens“ als auch von dem des „Lebens“ her betrachtet werden könnten, als handle es sich hier nur um zwei unterschiedliche Perspektiven, die jedoch beide als gleichwertig gelten könnten. Dann wären sie wie zwei Standpunkte, die gleichbedeutend auf ein und dasselbe Objekt schauten. Beim Tod bzw. beim Leben geht es darum, dass sie je eine grundsätzlich andere Option formulieren.

b) Natalität statt Mortalität

Der Philosoph Martin Heidegger entwarf seine Philosophie vom „Sein zum Tode“ (Mortalität) her. Die Antriebskraft menschlichen Handelns, auch der Impuls zum Philosophieren genauso wie zum Kunstschaffen, zur Entwicklung von Technik und Wissenschaft entspringt in dieser Sicht aus Sein zum Tode. Der Mensch tut alles, um nicht endgültig vom Tod, d. h. vom Vergessen als Mitglied der menschlichen Gemeinschaft ausradiert zu werden. Er will auf keinen Fall spurlos von der Erde verschwinden und aus der Ge-

schichte eliminiert werden. Er will dem Gedächtnis der Menschen eingeschrieben sein und schafft von daher grandiose geistige und materielle Werke.

Hannah Arendt war Schülerin Heideggers. In Absetzung zu ihm geht sie nicht vom Sein zum Tod als Urimpuls menschlicher Aktion aus, sondern geht den von Doris Henne-Bruns angeführten „Schritt“ weiter, der entscheidend anders das Verständnis von Welt und das Verständnis der Aufgabe des Menschen in dieser Welt akzentuiert. In ihrem von Augustinus als Philosophen geprägten Denken formuliert Hannah Arendt das Geborensein (Natalität) als den Urimpuls aller menschlichen Bewegung. In „Vita activa“ spricht sie davon, dass das Handelnkönnen des Menschen auf seiner fundamentalen Begabung aufruht, einen neuen Anfang setzen zu können, weil der Mensch selber ein solcher neuer Anfang ist. Hier bezieht sie sich auf den Ausspruch Augustinus', der sagt: „Initium ut esset, creatus est homo.“ (Damit ein Anfang sei, wurde der Mensch geschaffen.) Dieser Neubeginn, der durch jede Geburt eines Menschenkindes gesetzt wird, ist die Grundbedingung dafür, dass die Welt existieren kann. Wäre der Tod das beherrschende Faktum, wäre sie längst nicht mehr die Welt der Menschen, der Raum menschlichen Handelns, sondern eine vom Menschensein im letzten entleerte Daseinsform des Geschaffenen.

c) Geboren zur Freiheit

Das herausragende Beispiel eines Handelns aus dem Geborensein heraus ist für Hannah Arendt die Möglichkeit des Menschen zum Verzeihen und zum Versprechen. Für beide Anfänge, initiiert aus seinem Geborensein, steht für sie als exemplarische Gestalt Jesus von Nazareth. Dabei ist festzuhalten, dass Hannah Arendt keine Theologin ist und auch nicht christlich vereinnahmt werden darf! Ihre Gedanken sind philosophisch-politischer Natur.

Warum wählt Hannah Arendt Jesus? Sie bestimmt den Mann aus Nazareth als denjenigen, der ungebrochen in Freiheit lebt, eine Freiheit, die es ihm ermöglicht, sich der Vergangenheit nicht als alles bestimmender Macht zu beugen und die Zukunft nicht als ein alles bedrohende Fragezeichen zu fürchten. Sie besteht darauf, dass diese Freiheit des Anfangs für jeden Mensch gilt, der selber als ein fleischgewordener neuer Anfang in die Welt kommt. Jedem Menschen stehen also Verzeihen und Versprechen als Instrumentarium der Freiheit zur Verfügung, mit dem er sich dem Diktat der Vergangenheit und der Ungesicherheit der Zukunft widersetzen kann und so den quasi automatischen Ablauf der Zeit unterbricht. Damit verwaltet der Mensch die Welt nicht in ewig gleicher Routine, sondern gestaltet sie. Hannah Arendt erteilt damit einem Tun, das stur immer so weitermachen will, wie alles und immer schon war, und einer Borniertheit, die so tut, als wäre nie etwas geschehen, eine deutliche Absage. Sie wehrt sich dagegen, dass der Satz „Das war schon immer so, das muss so bleiben“ normative Gültigkeit erhält als eine stupide Tradierung dessen, was der Mensch vorfindet, wenn er in die Welt eintritt. Sie verneint, dass der Mensch immer nur reagieren kann und fordert konsequent, dass er/sie agiert, d.h. dass er/sie handelt und so die Welt gestaltet.

Dieser Ansatz von Freiheit ist unter der Rücksicht des christlichen Gottes- und Menschenbildes zu lesen. Gott setzt mit jedem Menschen immer wieder einen neuen Anfang. Meister Eckhart, der große dominikanische Lebe- und Lesemeister, lehrt, dass Gott selber dieser neue Anfang im Seelengrund des Menschen ist, weil ER im Menschen immer wieder neu geboren wird. Gott selber ist das Anfangszeichen des Menschen in der Welt.

Noch einmal Hannah Arendt. Sie schreibt: „Dass man in der Welt Vertrauen haben und dass man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausge-

drückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtssoratorien ‚die frohe Botschaft‘ verkünden: „Uns ist ein Kind geboren.“¹⁵

Wenn es darum geht, als dieser unverwechselbare Mensch aufzuwachen zur Freiheit, ist damit auch das Aufwachen zur Unverwechselbarkeit der je eigenen Geschlechtlichkeit gemeint und zwar so, dass mit diesem Aufwachen – als lebenslangem Prozess – ein neuer Anfang gesetzt wird in individueller und gemeinschaftlicher Freiheit.

Diese Freiheit ist nach dem Verständnis der Christinnen und Christen geschenkte Freiheit – gottgeschenkte Freiheit. Wir sind als freie Töchter Gottes geboren worden, waren nie Sklavinnen irgendwelcher Herren und dürfen uns nie zu Sklavinnen machen lassen. Wir sind aus priesterlichem, prophetischen und königlichem Geschlecht – auch in unserem Frausein – und können von daher allen Versuchen, Versuchern und Versuchungen widerstehen, die uns klein machen wollen vor uns selber und vor anderen aufgrund unseres Geschlechtes. Dabei ist selbstverständlich, dass dieses Postulat des Widerstandes gegen jede geschlechtliche Diskriminierung für jede Frau und jedes Mädchen gilt, genauso wie für jeden Mann und jeden Jungen, gleich wie alt oder wie jung er oder sie ist.

4. Aufwachen zum Ordensfrau sein

a) Die Glut des Anfangs

Wenn wir auf solche Weise zur Freiheit und zum Frausein aufwachen, bedeutet das: Aufwachen zum ständigen Neubeginn: Nicht weil das Alte, Bewährte, nicht weil uns die Tradition langweilen würde, sondern weil die Frische des ersten Anfangs im persönlichen Leben und im Leben des Ordens, im Leben der Gemeinschaft und der Einzelnen diesen neuen Anfang will und braucht, damit das Le-

ben weitergeht und die Tradition Quelle dieses Lebens bleiben kann. Joan Chittister, eine inzwischen auch in Europa bekannte amerikanische Benediktinerin, zeigt in Bildern, wie Neubeginn und Tradition zusammenhängen¹⁶:

Am Abend des Tages, wenn das Tagewerk erfüllt ist, wird die glühende Kohle unter der Asche verwahrt. Am nächsten Morgen kann aus der unter der Asche verborgenen Glut das neue Feuer des neuen Tages entzündet werden.

Bei der Gründung eines neuen Hausstandes, bei dem aus dem alten, gelebten Leben das neue, erhoffte und verheißene Leben entstehen soll, trägt die junge Frau die noch glühende Kohle aus dem alten Herdfeuer ihrer Mutter in ihr neues, eigenes Heim.

b) Tradition und Zukunft – keine feindlichen Schwestern

Tradition und Zukunft bedingen einander und brauchen einander. Von der Tradition kann aber nur das überleben, was die Kraft, das Feuer und Helligkeit des ersten Feuerfunktens in sich bewahrt hat. Alles andere verbrennt zur Asche, die nicht nutzlos ist, denn sie kann das Neue schützen und bewahren. Diese bergende Funktion darf sie allerdings nur solange innehaben, wie das Neue noch auf den rechten Zeitpunkt wartet, um sich aus dem Alten heraus auf den Weg zu einem neuen Anfang zu machen!

Ordensfrausein heißt auf dem Hintergrund dieser Überlegungen, je neu zum eigenen Frausein aufzubrechen, den unbekanntem und auch ungesicherten Weg zum Frauwerden immer wieder neu zu gehen. Ordensfrausein ist eingebunden in verschiedene Lebensabschnitte, die je ihre eigene Gesetzmäßigkeit haben. Dabei können die alten Bilder von Frau- bzw. von Ordensfrausein zerbrechen und sie müssen wahrscheinlich auch zerbrechen. Dabei kann die alte Ordnung von Frausein und Mannsein im Orden als hierarchisches Verhältnis zerbrechen und sie

muss wahrscheinlich auch zerbrechen. Dabei können sich Abgründe und neue Quellen gleichermaßen auftun. Dabei verschwinden alte Gottesbilder und neue tauchen auf. Es werden sich neue Nöte und neue Chancen zeigen, neue Rollenkonflikte und neue Spannungen zwischen den Geschlechtern, zwischen den Frauen einer Gemeinschaft werden sich gleichermaßen zeigen. Ordensfrauen werden sich in neuen Diensten zurechtfinden und sich von alten Aufgaben verabschieden müssen. Sie werden Widerstand von innen her, aus dem eignen Innern spüren und neuem Widerstand von außen begegnen, weil sie nicht mehr und wenn sie nicht mehr dem gewohnten und bequemen Bild von Ordensfrau entsprechen: ein Klischee, das Ordensfrauen uniformiert und normiert, das sie in ein soziales und religiöses Korsett presst und ihnen nicht die Freiräume lässt, die sie heute für ihr Frau- und Ordensfrausein brauchen, ein solches Klischee hat sich schon jetzt bereits vielfach und vielerorts überholt. Vorstellungen, die vielleicht einmal hilfreich waren, haben sich überlebt, sind ausgebrannt und sind zu Asche geworden, die zurückbleiben muss, wenn das neue Feuer, die neue Glut ihren neuen Raum erobert. „Wir sind nicht die erste Generation, die vor dieser Lebensaufgabe steht, aber wenn wir sie nicht mit ganzem Herzen erfüllen, wird eine weitere Generation vielleicht keine Möglichkeit haben, das Gleiche zu tun: sich am gleichen Feuer wärmen und die Welt mit der Glut ihres Lebens entflammen.“¹⁷ Oder mit den Worten von Teresa von Avila. „Wir sind keine Engel, wir haben einen Körper!“

c) Immer neu zum Lobe Gottes

Wie sehr der Körper das Gesamtverständnis eines Menschen von sich selber bestimmt und damit auch den „Lauf der Dinge“ als das Allgemeine und nicht nur den Lebenslauf eines Individuums, soll ein Bild zeigen, das in der Augsburger Allgemeinen¹⁸ zu finden war. Es zeigt die Veränderung in der Ordenstracht

einer Ordensgemeinschaft an. Nicht die Veränderung in der Ordenstracht soll dabei im Mittelpunkt unseres Interesses stehen. Das Bild zeigt drei Figuren, die beiden rechten sind hübsche Puppen. Brauchbar, funktionsgerecht und nett anzuschauen. Die rechte Figur dagegen ist eine moderne Gestalt. Sie ist keine Imitation der beiden vorgegebenen. Sie ist eine Barbiepuppe. Hier soll nicht über die pädagogische Frage des Spielens mit einer Barbiepuppe als Spielzeug für kleine Mädchen (und kleine Jungen) gesprochen werden. Hier geht es nur darum, zu zeigen, dass es möglich ist, in der Präsentation einer Ordensgemeinschaft anlässlich eines Jubiläums – hier des 330-jährigen Jubiläums der Englischen Fräulein, der Maria-Ward-Schwestern, in Mindelheim – eine Frauengestalt als „Gestalt“ einer Ordensfrau zu nehmen, die sich exakt in der Zeit als modern zeigt, in der dieses Jubiläum einer Ordensfrauengemeinschaft stattfindet. Die Barbiepuppe ist Ausgangsmaterial, das gestaltet wird im Bewusstsein der Tradition und im Bewusstsein der Veränderungen, die diese Tradition selber hervorgebracht hat, eine Darstellung, die schmunzeln lässt, weil sie jene Leichtigkeit und jenen Humor belegt, der/die aus dem Vertrauen erwächst, dass glaubende Menschen nichts von der Liebe Christi scheiden kann, nicht die großen und erst recht nicht die kleinen, manchmal aber so nervenaufreibend ins Bedeutende vergrößerten Dinge des Lebens.

Wie unkompliziert das Nebeneinander von alt und neu ist, von altem Frauenbild und neuem Frauenbild ist, zeigt sich nicht nur in diesem Bild, sondern auch in mancher Ordensgemeinschaft, die sich auf den Weg gemacht hat, um aufzuwachen zur Freiheit des Ordensfrauseins, weil sie weiß, dass diese Freiheit als von Ihm geschenkte Freiheit Gottes Gefallen findet.

¹ David Steindl-Rast, Fülle und Nichts. Die Wiedergeburt christlicher Mystik, Goldmann Verlag, 6. Auflage 1992, S. 12.

² Ebd.

³ A.a.O., S. 180.

⁴ A.a.O., S. 11.

⁵ A.a.O., S. 12.

⁶ Vergleiche Bernhard Fraling, Überlegungen zum Begriff der Spiritualität: Arbeitsgemeinschaft Theologie der Spiritualität, „Lasst euch vom Geist erfüllen!“ (Eph 5,18) – Beiträge zur Theologie der Spiritualität, Münster 2001, 6-30, hier 13 ff. „Wenn positive und negative Bedeutungsmomente in der geschichtlich vorgegebenen Verwendung von Spiritualität vorliegen, bedeutet die versuchte Festbildung des Begriffinhaltes Scheidung von und Entscheidung für.“

⁷ Alfred North Whitehead, Wie entsteht Religion? Frankfurt am Main 1990.

⁸ Vgl. dazu Stefanie Klein, Theologie und empirische Biografieforschung, Stuttgart-Berlin-Köln 1994, insbesondere 101 - 112.

⁹ Hannah Arendt, Vita activa oder Vom tätigen Leben, München-Zürich, 8. Auflage 1981.

¹⁰ Vgl. Marianne Heimbach-Steins, Art. Frau. V. Theologisch-ethisch. LThK Bd 4, _1995, Sp. 68f.

¹¹ So vor einigen Monaten zu sehen in einem Katalog für Kinderkleidung des Textilkonzerns Hennes & Mauritz.

¹² Dieses Phänomen kann nachgewiesen werden durch die Scham, die Frauen ab der Lebensmitte empfinden, wenn sie in der Zeit der Wechseljahre noch schwanger wurden, dadurch also belegten, dass sie noch geschlechtlich verkehrten. Vgl. Stefanie Aurelia Spendel, Lichtwege - Schattenwege. Ein Frauenaufgabenkalender, München 2001, 73.

¹³ Vgl. Benedikta Hintersberger, Geschwisterlich leben in Kirche und Gesellschaft: glauben leben 74 (1998) S.162 - 165.

¹⁴ Vgl. Die Zeit, Nr. 23, 31. Mai 2001.

¹⁵ Hannah Arendt, Vita activa, S. 317.

¹⁶ Vgl. Joan Chittister, Unter der Asche ein heimliches Feuer, München 2000.

¹⁷ A.a.O., S. 272.

¹⁸ Vgl. Augsburgische Allgemeine Zeitung vom 7. Juni 2001.